

SABINE ADLER

Ich sollte als Schwarze Witwe sterben

Buch

Sie sind Allahs mörderische Amazonen, sind Racheengel oder Rebellin, gläubige Witwe oder betäubte Braut. In keinem Land der Erde haben Kamikaze-Frauen so gewütet wie in Russland. Doch was treibt tschetschenische Frauen dazu, sich selbst und Hunderte unschuldiger Opfer in die Luft zu sprengen? Auch die in einem Dorf bei Grosny aufgewachsene 19jährige Raissa sollte als Selbstmordattäterin sterben. Doch es gelang ihr, sich dem gesellschaftlichen Zwang zu widersetzen, sie suchte Schutz, ausgerechnet in den Armen des Feindes. Raissa ist Opfer einer uralten patriarchalen Gesellschaftsstruktur, die für tschetschenische Frauen nur die Rolle der gehorsamen Tochter, der unterwürfigen Schwester oder der duldsamen Ehefrau vorsieht. Ohnmächtig musste sie zusehen, wie Familienmitglieder und Freunde von der russischen Armee verschleppt, gefoltert und getötet wurden; sie erlebte, wie der Tod unschuldiger Menschen immer neue Opfer forderte. Als die junge Tschetschenin selbst für das tödliche Witwenkommando rekrutiert werden soll, begibt sie sich in russische Schutzhaft. Sabine Adler erzählt ihre Geschichte. Sie enthält sich dabei jeglicher Schwarzweißmalerei.

»Die Brutalität und die Verbrechen der russischen Soldaten an der tschetschenischen Zivilbevölkerung werden ebenso eindrucksvoll geschildert wie die Skrupellosigkeit tschetschenischer Feldkommandeure, die kein Interesse am Stopp des Blutvergießens haben, weil sie, wie viele ihrer russischen Gegenspieler, am Krieg auch prächtig verdienen.«

DIE ZEIT

Autorin

Sabine Adler, geboren 1963, arbeitet seit 1987 als Rundfunkjournalistin. Seit 1999 berichtet sie für das »DeutschlandRadio« aus Russland. Im Zuge ihrer Recherchen besuchte sie, häufig ohne Wissen der russischen Behörden, das tschetschenische Kriegsgebiet. Sie lebte inmitten der Familien und traf auf verzweifelte Frauen, die den Weg der Schwarzen Witwen gehen sollten (oder wollten).

Sabine Adler

Ich sollte als
Schwarze Witwe
sterben

Die Geschichte der Raissa
und ihrer toten Schwestern

GOLDMANN



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. S65-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Oktober 2006
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © der Originalausgabe 2005
by Deutsche Verlags-Anstalt, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Lektorat: Ulrich Volz

Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Corbis/Turnley (TL008157)

KF · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-15387-5

ISBN-13: 978-3-442-15387-9

www.goldmann-verlag.de

Inhalt

Tschetschenische Rituale	11
Handgranaten am Bein 11 · In der Höhle des Löwen 14 · Be- gegnung mit der Miliz 23 · Medinas Hochzeit 28 · Vorzeitige Rückkehr 41 · Schatten über der Hochzeitsnacht 52 · Zehntau- send Dollar für einen Leichnam 61 · Blutrache 75	
Schwarze Witwen	93
Rebellenland 93 · Das Lager im Wald 102 · Busfahrten nach Grosny 115 · Im Herzen des Feindes 120 · Gerechte Strafe 148 · Die Zwillinge 157 · Arbeit im Musicaltheater 167 · Das Wit- wenkommando 173 · Nervenkrieg 210 »Endlich wehren wir uns« 231 · Die Hoffnung schwindet 243	
Raissa	263
Die Trauerfeier fällt aus 263 · Im Visier der Russen 274 · Nachts, wenn die Brüder kommen 284 · Ein Fernsehinter- view für die Freiheit 292 · Reise an den Polarkreis 304 · Seda Umarowa 319	
Eine typische tschetschenische Familie	341









TSCHETSCHENISCHE RITUALE

Handgranaten am Bein

Dschamil rannte die Straße hinunter, keuchte und schnaufte, der Rucksack rutschte ihm immer wieder von der rechten Schulter und schlug schwer in seine Armbeuge. Er hatte keine Zeit, ihn richtig aufzusetzen, durfte sich keine Pause gönnen, sonst würde der Siebenuhrfünfer ohne ihn nach Jessentuki fahren. Die Bahnhofsuhr zeigte zwei Minuten nach sieben.

Den Bahnsteig bevölkerte eine düstere Menschenmenge in meist schwarzen Lederjacken und Wollmützen, der Einheitskluft der Tschetschenen. Dazwischen entdeckte er Ali, Ruslan und die anderen. Als Dschamil die Stufen zu ihnen hinaufhastete, rollte der Regionalzug gerade in die Station von Mineralnyje Wody ein. Außer Atem begrüßte er seine Kommilitonen, schüttelte allen die Hand, so viel Zeit mußte sein, und schlug Ruslan, seinem Freund, auf die Schulter. Der Schlag knallte laut auf der Jacke, Ruslans Neuanschaffung, auf die er stolz war wie ein König. »Starkes Teil«, würdigte Dschamil das glänzende Stück.

Der Zug hielt. Vor ihnen stiegen zwei junge Frauen ein, die Mühe hatten, ihre schwere Reisetasche in den Waggon zu hieven. Dschamil faßte mit an. Er wollte ihnen die Tasche ins Abteil tragen, aber die beiden bestanden darauf, daß er sie direkt neben der Zugtür absetzte. Dschamil folgte Ruslan und den anderen zu den Sitzplätzen. Weil das Abteil jedoch bis auf den letzten Platz belegt war, kehrten sie zurück in den Vorraum zu den bei-

den Frauen mit der Tasche. Der Morgenzug von Mineralnyje Wody nach Jessentuki war immer voll besetzt.

»Dschamil, hast du die Feldskizze gezeichnet?« fragte Ruslan. Dschamil galt als Koryphäe am Erdölinstitut, er nickte. Die besten Experten, rußlandweit, hatte die Fachschule für Erdöltechnik in Grosny ausgebildet. Solange die zerbombten Schulgebäude nicht wieder aufgebaut waren, fanden die Kurse in Mineralnyje Wody oder Jessentuki statt, also im russischen Teil des Kaukasus.

Dschamil kramte den Hefter aus dem Rucksack und erklärte Ruslan, der nie etwas verstand, die Skizze, die einen kartographierten Ausschnitt des Erdinneren zeigte. Verschiedene Farben sollten Sandschichten, Lehmböden und Ölkammern darstellen. Dschamil hatte versucht, so gut es ging perspektivisch zu zeichnen, doch verglichen mit den perfekten Computersimulationen der großen Ölgesellschaften nahm sich seine Zeichnung dilettantisch und hinterwäldlerisch aus. Er wußte, daß ihm nur ein exzellenter Abschluß einen Platz an den Hochleistungscomputern der Ölriesen bot. Er schrieb bereits an seiner Diplomarbeit. Bei seinen Bewerbungen würde es sich zeigen, ob er gut genug war.

Noch hatten die Tschetschenen ihren hervorragenden Ruf als Ölspezialisten nicht eingebüßt. Dschamil träumte davon, für Lukoil, Sibneft, Tatneft oder wie die großen Ölfirmen auch immer hießen präzise Zeichnungen vom Erdinneren anzufertigen. Er wollte den Erdölspezialisten genaue Karten an die Hand geben, damit sie wußten, wo sie mit ihren Bohrungen ansetzen mußten, wie groß die Ölkammern waren, welche Ausbeute zu erhoffen war. Gern würde er Techniken entwickeln, mit denen selbst der letzte Tropfen aus jeder Kammer gesaugt werden konnte, doch davon waren sogar die fortschrittlichsten Firmen noch weit entfernt.

Er hatte einmal eine Präsentation in 3-D-Technik gesehen. Alle mußten dafür alberne Pappbrillen aufsetzen, doch niemand achtete mehr darauf, als sich das Erdreich räumlich vor ihnen auftat und man glaubte, durch die Kammern spazieren zu können. Dschamil war ein Erdölnarr, ganz anders als Ruslan, der in dem ruckelnden Zug lustlos die Skizze abmalte.

Fast halb acht. Der Stadtrand von Jessentuki kam in Sicht. Dschamil drängte seinen Freund einzupacken. »Mach nachher in der Pause weiter, wir sind da.«

Plötzlich riß eine der beiden jungen Frauen mit der Tasche die Waggontür auf. Beide lehnten sich hinaus. Der Zug fuhr zwar schon etwas langsamer, aber immer noch viel zu schnell, um abspringen zu können. Das wäre viel zu gefährlich. Die erste wagte es dennoch, und die zweite folgte ihr. Ihre große Tasche stand jetzt mitten in der offenen Tür. Ein junger Mann in der Nähe griff plötzlich hinein, dann zerriß ein ohrenbetäubender Knall den Waggon. Die Bombe fetzte die Regionalbahn in zwei Teile. Vom Vorraum, wo Dschamil in die Luft geschleudert wurde, blieb nichts mehr übrig. Alle vor der Abteiltür des zweiten Waggons waren sofort tot: Dschamil, sein Freund Ruslan und der Mann, der in die Tasche gefaßt und damit offenbar den Sprengstoff gezündet hatte. An den Überresten seiner Beine wurden später angebundene Handgranaten gefunden.

Die Wucht der Bombe hatte den Waggon aus der Spur gehoben und dadurch den gesamten Zug zum Stehen gebracht. Durch die Explosion fing das Abteil Feuer. Stichflammen schlugen hoch. Der Zug stoppte fünfzig Meter vor dem Bahnhof von Jessentuki, wo Dschamil und Ruslan aussteigen und einen neuen Studientag beginnen wollten.

In der Höhle des Löwen

Raissa sah die Baustelle schon von weitem, direkt vor dem Tunnel. Ihr Minibus raste in einem Höllentempo frontal darauf zu und schoß in den Tunnel hinein. Der Fahrer hätte das Tempo drosseln müssen, sie waren viel zu schnell. In der dunklen Röhre konnte er doch kaum sehen, wohin er fuhr!

Nach dem Tunnel gab es keine Straße mehr. Nur einen Abgrund. Sie stürzten in die Tiefe. Ihr Wagen schwebte in Zeitlupe hinunter in die Schlucht, über die Wipfel der dichtgewachsenen Tannen hinweg. Viel Zeit zum Schreien, merkwürdig viel Zeit. Die Sekundenbruchteile erschienen ihr wie Minuten. Sie wollte kreischen wie die anderen im Bus, doch unwillkürlich fing sie an zu jammern: »Ich habe doch gleich gesagt, fahren Sie nicht so schnell. Aber Sie hören ja nicht.« Schließlich krachte der alte Minibus auf den Boden. Statt sich zu überschlagen, sackte er nur schwer in die Stoßdämpfer, rollte noch ein kleines Stück und stand dann still. Auf der linken Busseite gab es keine Reifen, keine Räder, keine Felgen mehr, die blanken Achsen ragten unter der Karosse hervor. Aber sie war am Leben.

Raissa schlug die Augen nicht auf. Sie war wach, verstand, daß sie nur geträumt hatte. Wieder so ein verfluchter Alptraum. Nacht für Nacht diese Todesängste! Sie fühlte unsägliche Erschöpfung, wollte weinen, sich jemandem mitteilen, um sich davon zu befreien. Sie brauchte Trost, brauchte Fatima. Sie mochte nicht aufstehen. Lieber noch mal einschlafen, endlich mal was Schönes träumen.

Sie wunderte sich, daß sie noch immer Motorenlärm hörte. Doch was jetzt herandröhnte, waren keine Autos oder Busse, das waren schwere Panzer-Dieselmotoren. Mehrere auf einmal. Ei-

ner löste sich heraus, kam immer näher. Hunde bellten, Stimmen riefen einander irgend etwas zu.

Eine Säuberung? Dann würde es gleich Kalaschnikowsalven geben. Doch es blieb still. Sie öffnete die Augen. Die Sonne war schon aufgegangen. Sie hörte den näherkommenden Panzer. Er fuhr vorüber. Der hellere Ton der ratternden Ketten hielt sich bedeutend länger in der Luft als das schwere Dröhnen des Dieselmotors, das alles zum Beben brachte.

Raissa drehte sich um, stopfte sich unter der Decke, die sie sich über den Kopf gezogen hatte, die Ohren zu. Sie wollte nichts hören und wartete doch schon auf den nächsten Panzer. Da brummte er heran. Wieder vibrierte alles in ihrem Raum. Die Fensterscheiben, der Tisch, ihr Stuhl, das Gitter vor dem Fenster.

Nicht einmal halb sechs. Sie waren immer früh unterwegs, im Morgengrauen fuhren sie los. Werktags wie sonntags, im Sommer und Winter. Die Panzer kündigten keine der berüchtigten Hausdurchsuchungen an, sie war ja überhaupt nicht zu Hause! Raissa steckte mitten in der Höhle des Löwen. In Chankala, unweit von Grosny. Hier gab es russische Soldaten, aber keine bewaffneten Tschetschenen, die man hochnehmen konnte.

Raissa hielt sich immer noch mit beiden Händen die Ohren zu. Sie wußte, daß den Panzern Männer mit Metalldetektoren hinterherliefen. Sie schwenkten die Ruten von links nach rechts, von rechts nach links, immer so, daß die kleinen Teller dicht über dem Boden schwebten. Was die Detektoren nicht entdeckten, sollten die Hunde neben ihnen finden, die eifrig – die Nase wie ein Staubsaugerrüssel am Boden – Spur aufnahmen. Ihnen folgte der letzte Panzer, der nicht wie die ersten beiden explodierenden Sprengstoffladungen standhielt, sondern nur zur Absicherung des Minensuchkommandos hinterherfuhr. Dies war häufig genug selbst Ziel von Anschlägen und Überfällen militanter Tschetschenen.

Jeden Morgen starteten mehrere solcher Minensuchtrupps von der Kaserne aus in den Tag. Manchmal gelang es Raissa, sie zu überhören, weiterzuschlafen, dann fing der Tag gut an. Doch meist bekam sie schon mit, wenn die Panzer in der Kaserne angelassen wurden. Wenig später rasselten sie mit den lärmenden Ketten über den betonierten Boden und verließen das Gelände durch das Tor, hinaus auf die Straße, Zentimeter für Zentimeter Asphalt und Seitenstreifen nach Minen absuchend, die die tschetschenischen Kämpfer über Nacht gelegt haben könnten.

Allerdings säuberten die Soldaten nur Wege, auf denen sie sich selbst bewegten. Die Märkte oder Pfade zwischen den Ruinen von Grosny interessierten sie nicht. Denen geht es doch nur um ihre eigene Sicherheit, dachte Raissa verächtlich. Daß sich Kinder locken ließen von den perfiden Attrappen – Musikkassetten, Fotoapparate, Colaflaschen –, kümmerte die russischen Suchtrupps nicht. Weder klärten sie die Zivilisten auf, noch warnten sie sie. Bestimmt war es ihnen sogar ganz recht, wenn ab und an eine solche selbstgebastelte Bombe ein tschetschenisches Kind, eine Tschetschenin oder noch besser einen Tschetschenen zerfetzte! In den Augen der russischen Soldaten wahrscheinlich die gerechte Strafe dafür, daß die Zivilbevölkerung die Terroristen unterstützte und versteckte.

Raissa hatte die Lehrtafel für die Soldaten mit den verschiedenen Arten von selbstgebastelten Bomben gesehen, sie hatte sie sich erläutern lassen und gedacht, daß man solche Tafeln überall aufhängen sollte. Doch dann hätten die russischen Bomben ebenfalls abgebildet sein müssen. Für die Soldaten war das freilich nicht nötig, sie legten sie schließlich jeden Tag! Wahrscheinlich mindestens genauso viele wie die Rebellen. Doch davon sprach Schabalkin natürlich nicht, als er ihr die Extra-Lektion erteilte. Das war vor vielen Wochen gewesen. Ruhe!!! Raissa drückte sich die Ohren noch fester zu, drehte sich

auf die andere Seite, zog die Beine an, um sich unter der Decke so klein wie möglich zu machen. Sie fror, wünschte sich weg von hier, nach Hause. Aber als sie an das Elternhaus dachte, kamen ihr nur Bombenangriffe in den Sinn. Einem war Fatima zum Opfer gefallen. Das war während des ersten Krieges, Raissa war damals elf gewesen.

Ausgerechnet Fatima, die sie von ihren drei Schwestern am meisten liebte. Die gütige, fröhliche Fatima, bei der sie, die Kleinste, sich anschmiegen konnte, die sie immer in den Arm nahm, mit ihr kuschelte, sie streichelte, was die Mutter nie tat. Für keines ihrer zehn Kinder hatte die Mutter wirklich Zeit, deshalb kümmerte sich Fatima, die Älteste, um die Kleinen.

Fatima war Kinderkrankenschwester gewesen in Grosny in der Klinik Nummer 9. Ihr Traumberuf. Jeden Morgen, wenn sie in Assinowskaja den Bus nach Grosny nahm, konnte man glauben, Fatima führe zu einem Rendezvous und nicht einfach nur zur Arbeit, so freute sie sich darauf, so geheimnisvoll lächelte sie, so schön hatte sie sich immer zurechtgemacht. Beschwingt nahm sie die Tasche, drehte sich winkend an der Ecke um, von der aus man das Elternhaus zum letzten Mal sah, und ging in Richtung Hauptstraße, an der der Bus nach Grosny hielt.

Jener Dezembermorgen war grau und trübe. Fatima war dennoch leichtfüßig auf die Straße gelaufen, so, als steckte ihr nicht die Müdigkeit der schlaflosen Stunden in den Knochen. Als hätte sie nichts mitbekommen von den Bombenangriffen ganz in der Nähe.

Am Nachmittag dann hatte Raissa mit der Mutter immer wieder voller Sorge in Richtung Osten in den Himmel geblickt. Sie hatten Angst vor den tieffliegenden russischen Hubschraubern. Wenn die sich so niedrig hielten, feuerten sie meist Raketen ab. Raissa und die Mutter sahen die Explosionen, hörten sie manchmal sogar und beobachteten, wie dunkle Rauchwol-

ken aufstiegen. Die Hubschrauber drehten weiter in Richtung Osten ab. Sie flogen Angriffe auf Grosny, am Nachmittag auf den Markt, am Abend dann auf das Krankenhaus. Fatima war das erste Kind, das der Krieg den Eltern entriß.

Raissa warf die Decke zurück, als wollte sie damit die trüben Erinnerungen abschütteln. Der Tag begann schlecht, warum konnte sie an nichts Schönes denken? Hatte sie ihre Gedanken so wenig im Griff? Gab es so wenig Gutes? »Los, mach schon!« trieb sie sich an. »Denk was Lustiges, was Freundliches, etwas, was dir Spaß machen würde!« Ihr fiel nichts ein, absolut nichts. Raissa wurde wütend. Auf sich, auf ihr Leben, auf diesen Dreckskrieg. Noch so ein Scheißtag! Sie trat gegen die Wand. Verdammt, das tat weh! Sie rieb ihren Fuß. Was war sie für eine Idiotin! Auf der Bettkante sitzend, zog sie sich dicke Socken über die nackten Füße und schimpfte weiter mit sich selbst.

Wenn sie sich anstrengte, hörte Raissa in der Ferne noch immer die Minensuchpanzer. Sie wußte, daß in den nächsten zwei Stunden niemand nach ihr fragen würde. Lustlos schlurfte sie in den Vorraum. Seit Monaten bewohnte sie nun schon eines der Offizierszimmer in dieser Vorzeigekaserne, die so gar nichts gemein hatte mit normalen russischen Soldatenunterkünften. Viel zu sauber, viel zu gut ausgestattet. Hier gab es ein WC, Waschbecken, Duschen. Raissa genoß den Luxus der täglichen Dusche, die Toilette mit Wasserspülung, etwas, was sie in ihrem Dorf überhaupt nicht hatten.

Zu Hause gingen sie auf die »Sommertoilette«, die selbstverständlich auch im Winter benutzt wurde, denn eine andere gab es nicht. Selbst ihr Onkel, ein steinreicher Mafioso in Dagestan, der sich ein Haus mit zehn Zimmern hatte bauen lassen, benutzte weiter den Abort auf dem Hof. Zwar war in seinem Haus ein komplettes Badezimmer installiert worden, mit Wanne, Waschbecken, WC – alles in Muschelform. Sogar die Klobrille

war muschelförmig! Aber nichts funktionierte. Weder kaltes noch warmes Wasser war angeschlossen, die Hähne mündeten ins Leere, die Spülung blieb stumm. Raissa und Hejda standen damals in dem Raum, in dem nichts zur Benutzung bestimmt war, und kicherten. Die beiden Schwestern machten sich heimlich lustig über den reichen Onkel. Sie hatten verstanden, daß das gesamte Badezimmer nichts als eine Attrappe darstellte. Alles nur zum Prahlen.

Hier in der russischen Kaserne war es anders. Heiß lief das Wasser über ihren Körper. Sie mochte den Hahn gar nicht abstellen, warum auch. Nichts und niemand wartete auf sie. Raissa fragte sich, wie jeden Morgen seit einigen Monaten, was sie hier verloren hatte, wozu sie hier bleiben mußte, warum die Russen sie nicht endlich nach Hause ließen. Richtig, das hier war kein »Isolator«, kein Untersuchungsgefängnis, in dem die Russen Geständnisse mit Folter erpreßten. Aber was sollte sie hier?

Sie schaltete das Radio an. Terroranschlag auf den Regional-
expresß von Mineralnyje Wody nach Jessentuki. Bombe im zweiten Waggon, vierundvierzig Tote. Fahndung nach zwei Frauen.

Raissa war die Strecke vertraut. Sie nahm diesen Zug immer, wenn sie ihre Verwandten besuchte, und sie kannte auch einige Jungen, die am Erdölinstitut eingeschrieben waren. Dschamil, der ihr von seinem Freund Ruslan erzählt hatte und von Ali. Ob sie...? Bitte nicht! Warum nur schon wieder ein Anschlag auf dieser Strecke, warum auf die eigenen Leute, warum nicht in Moskau, auf die Russen? Die hatten es verdient! Wurde es zu schwer, dorthin zu gelangen? Und wer waren die beiden Frauen? Mädchen aus Assinowskaja?

Als sie die Russen vor drei Monaten mitnahmen, waren sie wie stets bei ihren berüchtigten »Säuberungen« am frühen Morgen in ihr Haus in Assinowskaja eingedrungen. Raissa hatte

nicht gehört, wie sie kurz nach vier Uhr über die Mauer gesprungen waren und die Haustür geöffnet hatten. Sie standen plötzlich mitten in ihrem Zimmer, erschreckten sie zu Tode mit ihren schwarzen Masken vor den Gesichtern. Dabei kannte Raissa das doch schon, hatte unzählige Male erlebt, wie Nachbarjungen in die gepanzerten Fahrzeuge gestoßen wurden, wie ihre Mütter weinend nebenhergelaufen waren, die Soldaten anflehend, ihre Söhne, ihre Männer zu verschonen. Es war stets vergeblich gewesen und endete immer gleich: mit auf der Straße zusammenbrechenden Großmüttern, hysterisch kreisenden Müttern, verängstigt weinenden Kindern, deren Blicke verriet, daß sie nichts begriffen.

Raissa ärgerte sich, daß man ihr die Angst ansah. Sie hatte sich beherrschen wollen. Sie antwortete einsilbig auf die Fragen nach Waffen. Wie immer wurden ihre vier Brüder gesucht.

»Wo sind sie? Wann waren sie das letzte Mal hier?«

Raissa schwieg.

»Wann?« fragte einer leise, aber in scharfem Ton nach.

»Weiß nicht.«

»Was? Sprich lauter! Was hast du gesagt?«

»Ich weiß es nicht.«

»Was weißt du nicht?«

»Wo sie sind, wann sie hier waren. Ich weiß es nicht.«

»Wo haben sie ihre Waffen versteckt?«

»Weiß ich nicht.«

Die Soldaten stellten auch Fragen nach Medina und Hejda, ihren beiden Schwestern. Wozu? Die waren tot. Tot, tot! Sie mußten es doch am besten wissen, schließlich hatten sie sie umgebracht! Vor Monaten schon, was wollten sie also noch? Raissa schrie die Soldaten in Gedanken an, verfluchte sie. Sie biß sich auf die Lippen. Drehte sich zur Wand. Nie würden sie von ihr etwas erfahren! Nie!

Die Soldaten lärmten nicht, sprachen ruhig und sachlich, der eine fast so, als täte ihm diese Störung zur Unzeit leid. Raissa schwor sich, ihnen auch dieses Mal nicht das Geringste zu verraten. Kein Wort davon, daß zwei ihrer Brüder nur wenige Stunden zuvor im Haus gewesen, daß sie wie immer nur auf einen Sprung vorbeigekommen waren, um die Eltern zu besuchen. Irgend jemand aus Assinowskaja mußte die Brüder im Dorf gesehen und verraten haben.

Die Mutter hatte in größter Eile für ihre stets ausgehungerten Söhne Essen aufgetragen. Gekochtes Huhn, panierte Kohlblätter, in dicke Scheiben geschnittene »Doktorskaja«, eine Kochwurst. Sie tranken einen verdünnten Obstsaft von eingeweckten Früchten. Wie immer stürzten sich die beiden auf die Speisen. Stopften sich hastig, ohne jeden Genuß, damit voll, blickten ständig unruhig um sich, als würde sich jemand von hinten an sie heranschleichen und ihnen die Teller entreißen. Raissa und die Mutter schauten im Stehen zu. Sich zu ihnen zu setzen, gar mit ihnen zu essen, war strikt verboten, verletzte jede Regel.

Als die Mutter sah, daß sie fast aufgegessen hatten, wagte sie ein paar Fragen. »Bleibt ihr über Nacht?«

»Auf keinen Fall, wir müssen gleich wieder los.«

»Wie lange haust ihr noch in den Bergen, wann ist das endlich alles vorbei?«

»Fang doch nicht schon wieder an, es ist vorbei, wenn es vorbei ist.«

Als hätten sie gehant, daß die Zeit dieses Mal ganz besondern knapp sein würde, verschwanden sie sofort nach dem Essen.

Die russischen Soldaten befahlen Raissa, sich anzuziehen. Einer von ihnen blieb an der Zimmertür stehen, drehte sich aber demonstrativ von ihr weg und wartete. Sie griff den langen Rock, das schwarze T-Shirt, Sandalen und ihre Jeansjacke, band das braune Tuch fest um den Kopf, so daß keine Haarsträhne

entweichen konnte. Die Mutter sah sie ernst, aber stumm an. Dieses Mal weinte und jammerte sie nicht, wollte von dem Kommandeur nur wissen, wohin sie Raissa bringen würden, wann sie wiederkäme. »Geh morgen zur Administration, Mütterchen, dort erfährst du alles.«

Der Vater blickte starr an seiner Tochter vorbei. Scharf gruben sich zwei tiefe Falten in seine Wangen, die von weißen Stopeln überzogen waren. Er hatte eilig das abgewetzte braune Samtjackett über den Schlafanzug gezogen und die Papacha aufgesetzt. Eigentlich verleiht die hohe Pelzmütze aus grau gelocktem Lammfell den tschetschenischen Männern ein würdevolles Aussehen, doch wie der Vater in der Diele stand – mit hängenden Schultern, den Schlafanzug unterm Jackett –, war er nichts als ein kraftloser Greis, der auf den Lauf der Dinge keinen Einfluß mehr hatte. Er konnte nicht einmal verhindern, daß seine jüngste Tochter verhaftet wurde und ihm damit von seinen insgesamt zehn Kindern keines mehr blieb.

Raissa mußte in einen klapprigen Militärjeep einsteigen, dessen Karosserie von dicken Schichten hellblauer Lackfarbe zusammengehalten wurde. Die Frontscheibe war winzig und obendrein auf der Beifahrerseite zersprungen. Sie erklimm das wacklige Trittbrett, zog sich am Türrahmen hinauf und stieg über die heruntergeklappte Lehne des Beifahrersitzes nach hinten auf die zerschlissene Rückbank. Die Eltern standen auf der Treppe und blickten der Tochter niedergeschlagen hinterher.

Draußen war es noch dunkel, erst langsam stieg die Dämmerung auf. Zunächst hatte Raissa geglaubt, daß man sie nach Grosny bringen wollte. Als sie aber das zerstörte Stadtzentrum hinter sich ließen und noch immer weiter in Richtung Süden fuhren, fiel ihr nur noch Chankala, ein großer Stützpunkt der russischen Armee, ein. War Chankala das Ziel?

Raissa hatte keine Angst. Sie starrte aus dem Autofenster, ver-